

Polizeiliches Handeln gemäß einer *Theoriegeleiteten Praxis*

Sieben Thesen zum (nur) scheinbaren Widerspruch zwischen Theorie und Praxis

Uwe Füllgrabe, Hann. Münden

Veröffentlicht in: Polizei & Wissenschaft, Ausgabe 1 / 2000, S. 66 - 70

Zusammenfassung: Es werden sieben Thesen geschildert, die aufzeigen, dass Theorie und Praxis keine Widersprüche sein müssen und wie wichtig eine *theoriegeleitete Praxis* ist. Voraussetzung dazu ist aber eine empirische Betrachtung der beruflichen Situationen und der Analyse der sich darin abspielenden Prozesse, die dann zu einer Theorie ausgebaut werden können. Der enge Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis wird am Beispiel der *Survivability* (der Überlebensfähigkeit in gefährlichen Situationen) aufgezeigt, die durch die Beachtung der Erkenntnisse einer *zwischenmenschlichen Spieltheorie* erhöht werden kann.

Summary: With seven theses this article demonstrates, that theories may not be impractical. Precondition is that the theory is derived from an empirical view of the occupation and the analysis of the processes within the occupation. After this analysis a theory can be derived. The close connection between theory and practice is demonstrated on *survivability*, the ability to survive dangerous situations, and the solution of the *dilemma of the lie catcher*. In both cases the use of an interpersonal game theory is helpful.

These Nr. 1: Theorie und Praxis müssen keine Gegensätze sein.

Da bei „Praktikern“ das Wort *Theorie*, genauso wie das Wort *Wissenschaft*, schnell Widerstand auslöst, soll in diesem Artikel anhand einiger Beispiele hingewiesen werden, dass Theorie und Praxis keine Widersprüche darstellen müssen. Missverständnisse bezüglich den Begriffen *Wissenschaft* und *Theorie versus Praxis* beruhen auch darauf, dass z.B. nicht erkannt wird, dass es verschiedene Arten (und Aufgaben) von Wissenschaft gibt. Wolman (1965) unterscheidet z. B. drei Kategorien von Wissenschaften:

1. Wissenschaften, die Aussagen darüber machen, ob eine Aussage über Objekte oder Ereignisse **richtig oder falsch** ist.
2. **Praxeologische Wissenschaften** wie Medizin, Politische Wissenschaften, Erziehung usw., die aussagen, *was* und *wie* es getan werden müßte.
3. **Formale Wissenschaften**. Die Lehrsätze sind nicht auf Objekte oder Ereignisse bezogen, sondern beschäftigen sich mit Zeichen, Symbolen, Lehrsätzen, dem Sinn usw. Als Beispiele folgende Aussage aus einem Lehrbuch der Logik „Wenn p , dann q“, in Zeichen ausgedrückt: „ $p > q$ “, oder die Formel $(a + b)^2 = a^2 + 2 ab + b^2$.

Wolman (1965, S. 4) schreibt: „ Obwohl sie keine Informationen bezüglich Objekten oder irgendwelche Ratschläge für Handlungen beinhalten, sind sowohl die logischen als auch die mathematischen Aussagen über die Richtigkeit. Mehr noch, ihre nichtempirische Wahrheit ist anwendbar auf viele reale Situationen.

Formale Wissenschaften und symbolische Logik können hilfreich sein bei der Analyse von Vorgehensweisen und Ergebnissen der empirischen und praxeologischen Wissenschaften.“

Ähnlich unterscheidet Holcr (2000, S.178) zwischen *Praktischen Wissenschaften* und *Theoretischen Wissenschaften*. Bei den *Praktischen Wissenschaften* geht es um die

„Projektierung effektiver Handlungen“ und um die Frage: „Was ist zu machen und wie soll man am effektivsten vorgehen?“ Bei den *Theoretischen Wissenschaften* geht es um das „Erklären von Fakten“ und um die Frage: „Was ist und aus welchem Grunde?“

Viele wissenschaftliche Bereiche stellen eine Mischung dieser drei Kategorien dar. Z. B. ist die Klinische Psychologie eine empirische und praxeologische Wissenschaft. Auch eine Polizeiwissenschaft kann als praxeologische Wissenschaft angesehen werden.

These Nr. 2: Für wirkungsvolle Polizeiarbeit ist eine *theoriegeleitete Praxis* unerlässlich.

Eine wissenschaftlich begründete polizeiliche Praxis ist aus verschiedenen Gründen nützlich:

- a) Man kann seine Tätigkeit nach gesicherten Prinzipien ausrichten.
- b) Man kann diese Prinzipien in einer bestimmten Situation leichter aus dem Gedächtnis abrufen. Die einzelnen Prinzipien stehen nämlich nicht isoliert dar, sondern befinden sich in einem geordneten und übersichtlichen Netzwerk. Dadurch werden sie übersichtlich.
- c) Man kann die Ausbildung gemäß diesen Prinzipien gestalten.

These Nr. 3: Die Theorie muss aber auch der *Beobachtung der Alltagsrealität* basieren.

Warum eine Theorie wichtig ist, erklärt Wolman (1965, p. 15) anschaulich:

„Eine Sammlung von Daten ist kein wissenschaftliches System, genauso wie ein Stapel Backsteine kein Haus ist, wie Poincaré sagte. Wissenschaft besteht aus Fakten und Theorien, die die Fakten *erklären*.“ Ein Problem tritt aber dadurch auf, dass Theorien auch noch Hypothesen, unbewiesene Annahmen, beinhalten können. Und wenn der Anteil der Hypothesen zu groß ist und vielleicht noch mit der Lebenswirklichkeit kollidiert, wird verständlich, dass „Praktiker“ dieser Theorie ablehnend gegenüber stehen. Deshalb ist z. B. der Ansatz positiv zu bewerten, den das amerikanische Justizministerium (1999) in der Artikelserie „Looking at Crime from the Street Level“ anschaulich formulierte. Das Wort „street level“ wird z. B. von Curtis (1999) veranschaulicht: Er studiert das Alltagsleben von Menschen, die in illegale Drogen verwickelt sind.

Das führt zu *These Nr. 4: Wissenschaft und Praxis müssen auch streetwise sein*,

d.h. wissen und berücksichtigen, wie Menschen z.B. in gewaltbereiten Umgebungen denken, fühlen und handeln (Füllgrabe, 1997). Dies ist nicht nur unerlässlich, um gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen und teilweise überraschende *Entwicklungen* zu beobachten wie z.B. Curtis (1999), sondern auch, um als Polizist, Therapeut, Gutachter erfolgreich und konfliktfrei mit diesen Personen umgehen zu können. Wer *streetwise* (*streetsmart*) ist, hat in solchen gewaltbereiten Umgebungen ein geringes Gefährdungspotenzial, weil er *Respekt* zeigt und auch selbst gewinnt (s. a. Bobinsky, 1994), damit also ein wichtiges *Gesetz der Straße* (Code of the streets) befolgt. Deshalb musste der Anthropologe Curtis (1999) in vielen Jahren kein einziges Mal um seine Sicherheit besorgt sein. Im Gegenteil: Oft spielten die „harten Jungs“ der Gegend sogar seine Leibwächter. Dies ist gemäß einer *zwischenmenschlichen* Spieltheorie (Füllgrabe 1997) leicht verständlich: durch Ehrlichkeit, Furchtlosigkeit und Respekt hatte er für sich eine kooperative Gemeinschaft aufgebaut.

Daraus ergibt sich **These Nr. 5: Polizeiliches Handeln kann wirkungsvoll gemäß einer *zwischenmenschlichen* Spieltheorie gestaltet werden.**

Streifenbeamte können aus zwei völlig entgegengesetzten Gründen in eine gewalttätige Auseinandersetzung verwickelt werden:

- a) wenn sie einen Bürger durch rechthaberisches Verhalten provozieren: sie geben z.B. keine Erklärungen für ihre Maßnahmen (Toch, 1969).
- b) wenn sie gegenüber einer gewaltbereiten Person zu wenig wachsam oder sogar vertrauensselig sind und elementare Grundsätze der Eigensicherung vernachlässigen (z. B. Pinizzotto & Davis, 1995; Füllgrabe, 1999).

Wie soll sich also der Polizeibeamte angesichts derartig unterschiedlicher Gefahrenquellen verhalten? Er steht vor einem Dilemma: verhält er sich aggressiv, kann er einen Konflikt provozieren. Verhält er sich *immer* friedfertig, läuft er Gefahr, Opfer eines Gewaltbereiten zu werden. Wie kann er dieses Dilemma lösen? Wie soll er sich verhalten? Die Antwort „Das hängt von der Situation ab.“ ist zwar nicht grundsätzlich falsch, aber inhaltsleer, weil sie kein konkretes Verhalten in spezifischen Situationen beschreibt.

Lösungsansätze für das aufgezeigte Dilemma lassen aus den Computerturnieren von Axelrod (1991) ableiten. Dort trafen die unterschiedlichsten kooperationsbereiten und unkooperativen Strategien aufeinander. Als Sieger in den Turnieren erwiesen sich nicht die Strategien, die immer ausbeuterisch waren oder die Strategien, die bedingungslos kooperationsbereit waren, sondern TIT FOR TAT (TFT), die nur aus zwei Regeln besteht:

1. Kooperiere zunächst.
2. Hat sich der andere Unkooperativ verhalten, setze dich **sofort** dagegen zur Wehr. Sobald der andere wieder kooperiert, kooperiere ebenfalls wieder.

Dass der Erfolg einer Strategie natürlich *auch* von der Gesamtstruktur aller sich im System befindlichen Strategien abhängt (s. Axelrod, 1991) und dass in manchen Systemen z.B. SHUBIK, eine stärker reagierende TFT – Variante erfolgreicher war, ändert nichts daran, dass TFT im menschlichen Leben eine gute Strategie und Handlungsanweisung ist, um z.B. nicht Opfer eines Verbrechens zu werden (Füllgrabe, 1997).

Die TFT – Strategie ist auch deshalb so wirkungsvoll, weil sie das Gegenüber zu der Wahrnehmung führt, dass die andere Strategie / Person „fair, aber konsequent“ („fair but firm“) ist. Sie erwidert Konzessionen, kann aber nicht ausgebeutet werden. Dies ist deshalb wichtig, weil kooperatives Verhalten je nach der persönlichen Wertestruktur unterschiedlich bewertet wird (Beggan & Messick, 1988): Kooperative interpretieren Kooperation gemäß einer bewertenden „**gut -schlecht- Dimension**“. Sie sehen kooperative Handlungen als gut und ausbeuterisches Verhalten als schlecht an. Dagegen interpretieren Nichtkooperative die gleichen Verhaltensweisen gemäß einer **Machtdimension**, indem sie ausbeuterisches Verhalten bzw. Wettbewerbsverhalten mit Stärke und kooperatives Verhalten mit Schwäche gleichsetzen.

Dass dies gerade für die polizeiliche Tätigkeit eine wichtige Rolle spielt, zeigen verschiedene Untersuchungen: Polizisten, die im Dienst getötet wurden oder einen Angriff überlebten (Pinizzotto, Davis & Miller, 1997) neigten dazu, *immer* freundlich zu sein, immer das Gute im anderen suchen usw. Dieses Verhalten ist zwar grundsätzlich richtig und wichtig. Doch die angegriffenen oder getöteten Polizisten vergaßen, gegenüber gewaltbereiten Personen auch den zweiten Schritt der TFT – Strategie zu vollziehen: wachsam zu sein gegenüber möglichen Gefahren und sich *rechtzeitig* zur Wehr zu setzen.

Man könnte dies als die verhaltensmäßige Umsetzung der Erkenntnis von Beggan & Messick (1988) bezeichnen. In den von Pinizzotto und Davis (1999) untersuchten Fällen, in denen ein Täter bewusst irgendeinen Polizisten töten wollte, griff nämlich der jeweilige Täter nicht den ersten Polizisten an, dem er begegnete, sondern später einen anderen. Typisch für das Verhalten der überlebenden Polizisten, ist die Beschreibung eines Täters, dass der erste Polizist nicht besonders groß war oder bedrohlich im Aussehen, aber „so ausschaute, als ob er sich (bei einer Auseinandersetzung) gut selbst behaupten könnte.“ Dagegen signalisierten die später getöteten Polizisten durch ihre Haltung, dass sie die Situation nicht unter Kontrolle hatten, und sie zeigten durch nichtsprachliche Signale ihre Verletzbarkeit.

Der Erfolg der TIT FOR TAT - Strategie beruht also darauf, dass sie fair, aber auch wehrhaft ist, dass sie also nicht nur ein, sondern zwei Reaktionsmuster zur Verfügung hat, die sie je nach den Erfordernissen der Situation einsetzen kann. Und *langfristig* hat sie wegen ihrer **Fairness** gute Chancen, eine vertrauensvolle Kommunikation aufzubauen und eine *TIT FOR TAT – Kultur* entstehen zu lassen. Dies war gewissermaßen das „Erfolgsrezept“ des amerikanischen Polizisten Bobinsky (1994, p. 18), der zeigte, dass man sogar in einer gewaltbereiten Umgebung bürgernahes Handeln durchführen kann:

„Trotz meiner Intoleranz gegen Jugendgangs im Allgemeinen, zeigen die Mitglieder der örtlichen Gangs einen mürrischen Respekt für mich und meine Position. Sie erkennen es an, dass ich jede Person auf einer individuellen Basis behandle und sie nicht bloß als Gangmitglieder sehe. Sie stellen fest, dass ich einen Job zu tun habe und dass, wenn ich sie mit Respekt behandle, ich auch den gleichen Respekt als Gegenleistung verlangen kann. Ich werde selten enttäuscht.“

Dass Fairness sogar lebensrettend sein kann, belegt ein amerikanischer Gefängniswärter: „Ich behandle jeden Insassen als Individuum, gleichgültig, welche (s) Verbrechen er begangen hat.“ Er ist sich sicher, dass das Vertrauen, das sich daraus ergeben hatte, ihm half, eine Geiselnahme zu überleben.

Grundsätzlich könnte man sagen, dass der praktische Nutzen der TIT FOR TAT – Strategie für die polizeiliche Tätigkeit dann nachgewiesen wäre, wenn sie auch in anderen Bereichen eine problemlösende Handlungsanweisung wäre. Dies ist z. B. im Bereich der Vernehmung der Fall, etwa zur Lösung des **Dilemmas des Lügenentlarvers** (Füllgrabe, 1995). Die TFT - Strategie ist nämlich wegen ihres differenzierten Reaktionspotentials besonders gut darauf eingerichtet, zwei entgegengesetzte Fehlerquellen zu vermeiden:

1) zu misstrauisch zu sein und selbst einem Unschuldigen nicht zu glauben („Othello – Fehler“)

2) zu unvorsichtig zu sein und einem Lügner zu glauben.

Dass der erste Zug der TFT – Strategie kooperativ ist und einen Vertrauensvorschuss beinhaltet, ist wichtig für den Aufbau einer vertrauensvollen Vernehmungsatmosphäre. Die sofortige Reaktionsbereitschaft auf unkooperatives Verhalten erzeugt andererseits eine gelassene Wachsamkeit und sorgfältige Wahrnehmung von nichtsprachlichen und sprachlichen Signalen, die auf eine Lüge oder die Wahrheit hindeuten.(Füllgrabe, 1995).

Es wird also deutlich, dass die polizeiliche Praxis aggressionsfreier und wirkungsvoller durch den Rückgriff auf wissenschaftliche Erkenntnisse gestaltet werden kann. Spezifisch erweist sich TFT als eine wichtige und problemübergreifende Strategie polizeilichen Handelns, als eine praxisnahe „Philosophie“. Wer diese Philosophie in konkretes Handeln umsetzen will, benötigt

natürlich noch bestimmte Kenntnisse, kognitive Schemata (z. B. zum Erkennen von Gefahrensituationen, Lügen) und ein breites Verhaltensrepertoire (Kommunikation, Selbstverteidigungstechniken, Vernehmungstechniken usw.). All dies muss durch die polizeiliche Ausbildung vermittelt werden.

Grundsätzlich kann man aus allen Beispielen erkennen, wie sinnvoll eine **zwischenmenschliche Spieltheorie** (Füllgrabe, 1997) ist. Denn hier beeinflussten subjektive Deutungen, Gefühle usw. die Entscheidungen der Handelnden (s. a. Beggan & Messick, 1988) und keineswegs rein rationale Wahlen, wie es die klassische Spieltheorie annimmt. Darauf wies auch Toch (1969) hin.

These Nr. 6: Es ist unerlässlich, die konkreten Verhaltensweisen direkt zu betrachten und die dabei ablaufenden Prozesse zu analysieren.

Band und Vasquez (1991) befragten amerikanische Polizeibeamte, welche Faktoren eine wirkungsvolle Leistung in einer gefährlichen Situation ausmachen, die sogar mit dem Tode des Polizisten oder seines Gegners enden könnte. Band und Vasquez (1991, p. 3) stellen das Ergebnis in einer Tabelle von „Survival behaviors and traits“ dar. Einige der Faktoren erscheinen plausibel, z. B. „Selbstvertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit“, „Training“, „mit Entschlossenheit handeln“ usw. Welchen Zusammenhang haben aber die von einigen der Befragten erwähnten Faktoren wie „Patriotismus“ oder „religiöse Überzeugung“ mit der Survivability, der Überlebensfähigkeit? Dagegen kann man aus den verschiedenen Studien von Pinizzotto, Davis und Miller (z. B. 1995, 1997, 1999) sehr viele theoretische und praktische Einsichten gewinnen (s. Füllgrabe, 1999, 2002), weil sie genau beschrieben und analysierten, was sich in der konkreten Situation abgespielt hatte, was die Täter dachten usw.

Daraus ergibt sich die grundsätzliche Frage: Welche Aussagekraft haben abstrakte Faktoren oder Traits (Eigenschaften), die ausschließlich durch eine Befragung gewonnenen wurden? Selbst wenn die Befragten auf ihre dienstlichen Erfahrungen zurückgreifen können, ist der subjektive Einfluss auf die Aussagen nicht auszuschließen, so dass deren Validität und Vollständigkeit nicht gesichert ist. Erfolgreicher kann man dagegen sein, wenn man die konkrete Verhaltensebene untersucht oder nach den konkreten Kognitionen, Imaginationen usw. forscht. Obwohl Pinizzotto und Davis (1995) die Kollegen von im Dienst getöteten Polizisten nicht direkt danach gefragt hatten, berichteten einige der Kollegen spontan, dass der getötete Kollege etwa ein Jahr vor seinem Tod plötzlich eine schlechtere Beurteilung als früher bekam. Offensichtlich waren den Vorgesetzten bei diesen Polizisten bestimmte negative Signale und Verhaltensweisen aufgefallen, die ihre schlechtere Beurteilung bewirkte und die später den Tätern die Verletzbarkeit der Polizisten signalisierten.

Auch bei anderen Tätigkeitsbereichen, etwa der Personalauswahl, ist eine *empirische* Überprüfung von Kriterien und Maßnahmen unentbehrlich. Beispielsweise mag folgende Meinung mag zwar „logisch“ sein (und ist relativ häufig zu hören) : Wer sich bei einem Gedächtnistest an viele Details erinnern kann, ist ein guter Polizist. Dass dies aber nicht richtig ist, belegt eine Untersuchung von Mills, McDevitt & J.& Tonkin (1966). Polizeibewerber sollten beim Gehen durch einen belebten Bezirk alles entlang des Weges genau beobachten. Danach wurden sie z.B. nach der Inschrift auf einem Flaggenmast befragt. Im Gegensatz zu einem Intelligenztest, einer Diskussionsrunde und einer Beobachtungssituation, bei der man aus Indizien Rückschlüsse auf eine Person und ihr Verhalten schließen musste, erwies sich das Ergebnis der

„Fußstreife“ als ungeeignet für die polizeiliche Personalauswahl (Mills, McDevitt & J.& Tonkin, 1966). Was auf den ersten Blick als praxisnaher Test erschien, erwies sich in der Realität als unvalide.

Der Fehler eines solchen in Wirklichkeit praxisfremden Tests ist eigentlich leicht erkennbar: Es kommt nämlich für einen Polizisten nicht darauf an, *vielen* Details zu beobachten und sich daran zu erinnern. Vielmehr muss *das Wesentliche* erkannt und erinnert werden! Das gleiche gilt übrigens auch für Zeugenaussagen (Füllgrabe, 1995). Man mag zwar von dem Detailreichtum einer Zeugenaussage beeindruckt sein. Die wissenschaftliche Erkenntnis, dass ein derartiger Detailreichtum keineswegs mit der *Genauigkeit* der Wahrnehmung und Erinnerung des Zeugen einer Straftat zusammenhängen muss, sollte aber jeden Praktiker warnen.

These Nr. 7: Maßnahmen müssen individuell ausgerichtet sein. Ich vermisse beispielsweise bei Aussagen über Vernehmungstechniken Hinweise auf *unterschiedliche* polizeiliche Strategien bei *unterschiedlichen* Persönlichkeitsstrukturen von Zeugen und Tätern. Dagegen kann schon eine einfache Differenzierung gemäß der klassischen Einteilung in *sozialisierter, impulsiver, übergehemmter* Täter ausreichen, um ein differenziertes und erfolgreiches Vorgehen beim Lügenentlarven und bei Vernehmungen zu bewirken (Füllgrabe, 1995).

Literatur

- Anderson, E. (1994). The code of the streets. *The Atlantic Monthly*, Vol. 273, Nr. 5, May 1994, pp. 80 – 94.
- Axelrod, R. (1991). *Die Evolution der Kooperation*. München: Oldenbourg.
- Band, S. R. & Vasquez, I. J. (1991). The will to survive. *FBI - Law Enforcement Bulletin*, Vol. 60, Nr. 8, pp.1 – 4.
- Beggan, J.K. & Messick, D. M. (1988). Social values and egocentric bias: Two tests of the might over morality hypothesis. *Journal of Personality and Social Psychology*, Vol. 55, pp. 606 – 611.
- Bobinsky, R. (1994). Reflecting on community – oriented policing. *FBI Law Enforcement Bulletin*, Vol. 63, March 1994, pp.15 - 19
- Curtis, R. (1999). The ethnographic approach to studying drug crime. In: *Looking at Crime from the Street Level*. Washington: National Institute of Justice. November 1999.
- Füllgrabe, U. (1995). *Irrtum und Lüge*. Stuttgart: Richard Boorberg Verlag.
- Füllgrabe, U. (1997). *Kriminalpsychologie: Täter und Opfer im Spiel des Lebens*. Frankfurt: Edition Wötzel.
- Füllgrabe, U. (1999a). Survivability : Überlebensfaktoren in gefährlichen Situationen – Zur Psychologie der Eigensicherung. *Praxis der Rechtspsychologie*, 9 (1), 28 – 52.
- Füllgrabe, U. (2002). *Psychologie der Eigensicherung: Überleben ist kein Zufall*. Stuttgart: Richard Boorberg Verlag.
- Holcr, K (2000). Polizeiliche Wissenschaft in der Slowakei. Münster: *Schriftenreihe der Polizei – Führungsakademie*, Heft 1+2 / 00, S. 173 – 182.
- Mills, R.B., McDevitt, R. J.& Tonkin, S. (1966). Situational tests in Metropolitan Police recruit selection. *Journal of Criminal Law, Criminology, and Police Science*, Vol. 57, pp. 99 – 106. (erschien auch in: Goodstein, L. D. & Lanyon, R.I. (Eds.) (1971). *Readings in Personality Assessment*, pp. 323 – 335.)
- Pinizzotto, A.J. & Davis, E. F. (1995). Killed in the Line of Duty: Procedural and training issues. *FBI Law Enforcement Bulletin*, Vol. 64, Nr.3, pp. 1 – 6.

- Pinizzotto, A. J. , Davis, E. F. & Miller III, C.E. (1997). In the line of fire: Violence against law enforcement. A study of selected felonious assaults on law enforcement officers. Washington: United States Department of Justice. Federal Bureau of Investigation. National Institute of Justice.
- Pinizzotto, A. J. & Davis, E. F. (1999). Offenders´ perceptual shorthand. What messages are law enforcement officers sending to Offenders? *FBI – Law Enforcement Bulletin*, Vol. 68, Nr. 6, June 1999, pp. 1- 4.
- Toch, H.J. (1969). *Violent Men*. Chicago: Aldine Publishing Company.
- Wolman, B. B. (Ed.) (1965). *Handbook of Clinical Psychology*. New York: McGraw – Hill.